

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1906

197 (25.8.1906) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 34

Für unsere Frauen.

Raubau.

K. Erst kürzlich ist in einer Artikelserie nachgewiesen worden, was für eine ungeheure Bedeutung die Frauenarbeit für die Gesamtindustrie hat, und daß dagegen die gederbegeleiteten Bestimmungen zum Schutze der Frauen und jugendlichen Arbeiter vielfach unbeachtet bleiben.

In den Entwicklungsjahren des Fabrikwesens in Deutschland, als Sozialdemokratie und Gewerkschaften noch nicht wirkten, um den Unternehmern und der Regierung das Gewissen zu schärfen, war der Raubbau, der mit der Frauen- und Kinderarbeit getrieben wurde, noch größer als heute. Das beweist die Entwicklungsgeschichte aller Industrien, besonders die der rheinischen Textilindustrie. Die rheinischen Industriellen sind geradezu verbrecherisch mit der Arbeitskraft der Frauen und Kinder umgesprungen, und an den Knieknöcheln mancher vornehmer Häuser klebt der sittliche und gesundheitsliche Niedergang ganzer Generationen.

Die Fabrikanten holten auch schon damals die billigen weiblichen Arbeitskräfte aus weiter Ferne herbei, so daß im Jahre 1875 der Ueberfluß der Mädchen über die männlichen Arbeitskräfte von 20—25 Jahren in W. Gladbach auf 32 Proz. gestiegen war. Die große Aktien Spinneret in W. Gladbach holte 1859 mehr als 500 fremde Arbeiterinnen auf einmal herbei. Wehlich verfuhr die Flachspinnerei in Bieren, die im Jahre 1864 Hunderte von Arbeiterinnen aus England herüberbrachte. Die damals kleinen Städtchen waren auf derartigen sprunghaften Zuwachs nicht eingerichtet, und wie das Vieh wurden die Mädchen in kleinen, niedrigen Schlafsälen zusammengepfercht.

Schlummer war es in den Spinnereien und Fabriken auf dem Lande, die oft stundenweit von den Wohnstätten entfernt lagen. Dort suchten sich die genügsamen Arbeiter und Arbeiterinnen die Nöden und Abfälle als Nahrung zusammen, und in den staubverfüllten, verpesteten Fabrikälen wurden nicht selten Organe wider Luft geatmet.

Die ersten Fabriken wurden sehr oft in alten Klöstern, Schlössern und sonstigen alten, unbrauchbar gewordenen Gebäuden etabliert, in deren niedrigen Räumen eine stickende, heiße Luft wimmelte. In diesen verpesteten Höhlen arbeiteten bei schlechtem Lichte halbberaubte Vurschen und Mädchen, Frauen und Männer, und Seite an Seite mit ihnen Kinder von sechs Jahren an.

Im Kreise Münschen-Gladbach war in den 50er Jahren die Hälfte aller Kinder von 9 bis 14 Jahren in der Fabrik tätig. Die Arbeitszeit umfaßte in Gladbach wie in Aachen als Minimum 12 Stunden, gewöhnlich aber 14 bis 15 und oft genug auch 16 bis 17 Stunden. Während dieser ganzen Zeit blieben auch die Kinder ununterbrochen in der Fabrik. Das Resultat war: übermüdete Schwächlinge mit franken Augen, schwindsüchtiger Brust und schlechtem Magen. Von einer Schulbildung war natürlich keine Rede. Der Form halber hatten die Fabrikanten sogenannte Fabrik-schulen errichtet, in die die Kinder, nachdem sie zwölf und mehr Stunden gearbeitet hatten, hineingebracht wurden, und wo sie meistens bald friedlich schlummerten.

Im Jahre 1853 erließ die Regierung ein Gesetz gegen diese Greuel, das die Beschäftigung der Kinder unter zwölf Jahren unterlagte und von 12 bis 14 Jahren „nur“ eine sechsstündige Arbeitszeit gestattete. Doch die aufsichtführenden Behörden saßen das Gesetz noch weniger streng aus als die heutigen. Landräte und Bürgermeister wollten es mit den Fabrikanten nicht verderben, wurden sie doch von letzteren gewählt, da sie das Heft in den Gemeinderäten in Händen hatten. Oft fällten die Fabrikanten das Alter der Kinder; etwaige Revisionen wurden ihnen vorher gemeldet, und lustig wurde unter dem Schutze der Behörden das Gesetz übertreten.

Diese „Stützen der Religion, der Ordnung und der Sitte“ haben die Gesundheit der Bevölkerung aufs tiefste geschädigt, die geistige Entwicklung total gebremst.

Erst die Sozialdemokratie, die von Elberfeld-Barmen aus ihre Ideen auch in diese Industriegebiete verpflanzte, hat durch Anzeigen, durch ihre Kritik und durch ständige Agitation für die Durchführung und Verschärfung der gesetzlichen Bestimmungen gekämpft, während die dortigen Geistlichen der Kinder vielfach zu früh konfirmierten, sie vom Schulbesuch freieten, damit die Fabrikanten sich ihrer bemächtigen konnten. Später haben einige Geistliche sich als Vertreter der Arbeiterinteressen aufgeworfen; doch als das Sozialistengesetz kam, sind diese Bestrebungen lang- und kluglos von ihnen begraben worden.

Heute noch bereichern sich die Nachfolger jener Kapitalisten vornehmlich an der anspruchlosen Frauenarbeit; die Arbeiterzüge führen jeden Montag Hunderte von hochläufigen Arbeiterinnen, die oft wie unentwickelte Kinder aussehen, aus den Eiseldörfern in die Fabrikorte. Die Arbeiterinnen werden sorgfältig vor jeder Aufklärung benahrt, indem ein großer Teil in eingerichteten Fabrikwohnstätten einquartiert wird, wo abends um 9 Uhr die Türe zugemacht wird, eine Verständigung daher unmöglich ist. Aus anderen Orten des Niederrheins sind ebenfalls wahre Glendebilder, besonders aus den Spinnereien, zu vergleichen. Ueberall macht sich die geistige Degeneration, die sich von Generation zu Generation vererbt hat, bemerkbar.

Alle diese in der geistigen und körperlichen Entwicklung zurückgebliebenen Arbeiterinnen müssen ausgerüstet und zum Klassenbewußtsein wachgerufen werden, damit sie mit für die großen Menschheitsideale der modernen Arbeiterbewegung kämpfen, bis auch die schlecht gelohnte Frauenarbeit der Arbeit der Männer in der Entlohnung gleichgestellt wird.

Erinnerung als Lebensprinzip.

Die Rätsel des Lebens erfahren neue Deutungen in unseren Tagen. Die modernsten Forschungen auf dem Gebiete der Biologie, der Wissenschaft vom Leben und seinem Entstehen, teilen eine ganz neue Rolle dem Gedächtnis zu. Professor Dr. Richard Semon hat vor zwei Jahren ein Werk erscheinen lassen unter dem Titel Die Mneme als erhaltendes Prinzip im Wechsel des organischen Geschehens. Mneme ist abgeleitet vom griechischen Wort für Gedenken und der Grundgedanke Semons ist der, daß sich den Nerven jedes Lebewesens gewisse Eindrücke einprägen. Er nennt diese Einprägungen Engramme, das heißt so viel wie Inschriften, da sich diese Engramme aufspeichern und beim Wiederauftreten des nämlichen Reizes, der die erste Einprägung hervorgerufen hat, zu bestimmten Sinn-tätigkeiten, beziehungsweise Bewußtseinszuständen verarbeitet werden. Mit diesem „mnemischen Prinzip“ erklärt Semon nicht nur Gedächtnis-vorgänge bei höheren Tieren und bei Menschen, auf demselben Prinzip scheinen ihm auch die Vererbung der Instinkte, ja, was noch wunderbarer ist, die Regenerationsfähigkeit niederer Organismen zu beruhen.

Die gewaltigen Ausblüde, die eine Betrachtung des Lebens auf der Erde vom Gesichtspunkte des mnemischen Prinzips gestaltet, stellt Dr. med. Asberg in seiner lobten erschienenen populärwissenschaftlichen Broschüre Die Grundlagen des Gedächtnisses, der Vererbung und der Instinkte (München 1906. Verlag von Ernst Reinhardt) Grenzfragen der Literatur und der Medizin) in überaus fesselnder und überzeugender Weise dar.

Wir sehen vom Menschen und seinen hochentwickelten Seelenorganen einstweilen ganz ab und suchen nur festzustellen, in welcher Weise die Einprägungen der Mneme, bzw. die aus letzteren sich ergebenden Erfahrungen bei verschiedenen Tieren sich äußern. Als Beispiel diene uns die nachfolgende, fast täglich anzustellende Beobachtung. Ein ganz junger Hund kommt auf mich zu; ich bücke mich und hebe meinen Stein auf; er sieht mir ruhig zu und gibt keinerlei Zeichen von Furchtsamkeit zu erkennen. Einige Tage oder Wochen vergehen und derselbe Hund begegnet mir wieder. Sobald ich nun aber die schon zuvor gemachte Bewegung nach dem Boden hin wiederhole, wird der Hund sofort den Schwanz zwischen die Beine klemmen und heulend entfliehen. Auch fällt es nicht allzu schwer, den Grund für das veränderte Verhalten des Hünders festzustellen. Der Hund ist seit der Zeit, wo ich zuerst mit ihm zusammentraf, von Knochen mit Steinen bedorfen worden und diesem Umfande ist es zuzuschreiben, daß das Tier, bei dem nunmehr die Sandlung des Steinaufhebens bzw. Steinwerfens mit dem Begriff einer Schmerzempfindung verknüpft ist, auch wohlwollenden Menschen nicht mehr traut.

Der wählten wir ein anderes Beispiel: Hier ist ein Sühndchen, das erst kürzlich in der Brutmaschine aus der Schale gekrochen und bei seiner Nahrungssuche ohne elterliche Anleitung ist. Das Sühndchen pickt zunächst nach allem möglichen, nach einem Papierförmel so gut, wie nach einem Getreidekorn. Nach kurzer Zeit hört dies aber auf; in den Erinnerungen des Tierchens haben sich feste Verknüpfungen ausgebildet. Mit dem Schilde des Getreidekorns hat sich die Erinnerung „schmackhaft“, mit demjenigen des Papierstückchens die Erinnerung „ungenießbar“ verknüpft und durch diese Erfahrungen wird das Verhalten des Sühndchens natürlich bestimmt. Bis zu welchem hohem Grade die Einprägungen von längst verschwundenen Generationen das ganze Verhalten der Lebewesen beeinflussen, hierfür liefert eine Beobachtung, die man bei einer fünf Wochen alten, in der Gefangenschaft aufgezogenen Elster gemacht hat, einen interessanten Beleg. Als man diesem Vogel zum erstenmal eine Schüssel mit Wasser in den Käfig setzte, pickte er mit dem Schnabel zunächst auf die Oberfläche des Wassers. Dann aber war es, als ob die Wasserberührung eine ganze Erinnerungskette auslöste; die Elster begann außerhalb der Schüssel und ohne das Wasser sonst zu berühren, genau jene Bewegungen zu machen, die ein Vogel beim Baden macht. Daß die mnemischen Vorgänge in einer ganz bestimmten Reihenfolge sich abspielen — einer Reihenfolge, die genau der Art und Weise entspricht, wie frühere Erlebnisse aufeinander gefolgt sind — beweist die folgende Beobachtung. Eine Raupe wurde beim Bau ihres Puppeneinwickels verlohrt; sie schuf den Cocoon, indem sie in neun verschiedenen Richtungen ihre Fäden zog, wobei die betreffenden Prozeduren regelmäßig in einer ganz bestimmten Reihenfolge sich ablösten. Der Beobachter nahm nun die Raupe, die ihre Gewebe bis zur sechsten Stufe vollendet hatte und setzte sie in ein fremdes Gewebe, das erst bis zur dritten Stufe fertig war. Als bald ging sie an die Arbeit und vollendete auch dieses neue Gewebe zunächst in der vierten, dann in der fünften Stufe usw.

Ganz anders war aber das Ergebnis, wenn man eine solche Raupe aus ihrem Geipunkt löste, als sie eben erst bei der dritten Stufe angelangt war, und man sie in einen Kerker setzte, der bereits bis zur sechsten Stufe vollendet war. Die Raupe spann diesmal hier nicht die siebente Stufe

rechnerisch ermittelt werden. Bei einer senkrecht zum Venusäquator gerichteten Spalteinstellung wird die Notation des Planeten dagegen auf die Lage der Spektrallinien ohne Einfluß bleiben.

Bei einer Umdrehungszeit der Venus von 24 Stunden müßte ein am Endpunkt ihres Äquators gelegener Ort seinen Abstand von der Erde um 450 Meter in der Sekunde verändern; aus Sliphers Beobachtungen wurde diese Verringerung aber nur gleich 5 Meter gefunden, also 90mal kleiner als jene Annahme zur Voraussetzung hat.

Hiernach ist also eine kurze Dauer der Venusrotation vollkommen ausgeschlossen, und wenn man in Betracht zieht, daß die bei der angewandten Methode erreichte Genauigkeit innerhalb der ziemlich weiten Grenzen von 8 Metern liegt, so ist selbst die Annahme, daß die Dauer der Umdrehung den Betrag von 225 Tagen erreicht, mit dem gewonnenen Ergebnis nicht vereinbar.

Um nun aber noch eine Probe auf die Zuverlässigkeit der Methode zu machen, unternahm Slipher eine ähnliche Untersuchung beim Mars, dessen Umdrehungsdauer hinreichend genau bekannt ist. Er fand hierbei für einen Ort am Endpunkte des Marsäquators eine Bewegungsgeschwindigkeit von 230 Metern in der Sekunde. Diese entspricht einer Umdrehungsdauer von 25,58 Stunden, während der durch direkte Beobachtungen ermittelte Wert 24,62 Stunden beträgt. Wegen der Kleinheit des Mars sind die Messungen hier viel schwieriger als bei der Venus. Wenn sie aber trotzdem so genau sind, so ist bei der Venus die Wahrscheinlichkeit der höheren Genauigkeit noch größer, und eine 24stündige Umdrehungszeit der Venus hätte nicht verborgen bleiben können. P. Nk.

Allerlei.

Der Frauen Wille. In der Zeitschrift Das Weibere (Verlag von Willy Kraus in Berlin) ist zu lesen: „Des Weibes Wille ist größer und stärker als der des Mannes. Darin erweist sich das Kindliche, das in den Frauen steckt, denn am größten und stärksten ist der Wille im Kinde. Der Mann will meist, aber immer nur das, was erreichbar ist. Die Frau will oft auch das Unmögliche. So häufig sich aber der Mann in seinen Willen verrennt, so selten geschieht dies der Frau. Sie bleibt nur dann hartnäckig bei ihrem Willen, wenn sie der Widerspruch reizt, wenn man ihr zeigt, daß das, was sie will, nicht gewollt werden kann. Sieht sie aber von selber, dann wendet sich ihr Wille sofort anderem, oft sogar dem Gegenteil von dem eben Gewollten zu! In kleinen Dingen nennen wir das „Namen“ und machen den Frauen einen Vorwurf daraus. Mit Unrecht. Denn dieses für uns scheinbar unvermittelte Ueberspringen liegt tief in dem Wesen des Weibes begründet, und macht, aus große angewendet, die Größe des Weibes aus.“

Den Willen eines Weibes brechen wollen, hat darum keinen Sinn; man muß ihn auf große Ziele hinführen! Will man daher einer Frau ihren Willen nicht lassen, so muß man ihr ein neues Wollen geben, ein großes, sie völlig erfüllendes. Dann wird sie glücklich sein und dankbar. Denn in jedem Weibe liegt der Drang, mehr als im Mann, etwas zu leisten. Etwas Großes. Etwas über ihren Kreis, über ihre Spähre, oft sogar über ihr Können hinausgehendes. Gibt man ihr das, dann wird sie sich in allem übrigen leicht lassen. Unbewußt. Ohne jeden Widerstand, weil sie ganz von ihrer Aufgabe erfüllt ist. Der Einen!“

Die Entführung der Braut. Eine höchst phantastische Szene spielte sich dieser Tage in der Via Sifina in Rom ab. Ein Hochzeitszug kam die Straße entlang, Braut und Bräutigam Arm in Arm, gefolgt von einer großen Zahl von Freunden — die Männer in eleganter Kleidung und die Frauen in weißen Kleidern und mit prächtigen Juwelen geschmückt. Plötzlich kam ein junger Mann auf einem Zweirad heran, sprang herab, packte die Braut, nahm sie auf das Zweirad und fuhr mit ihr davon. Der Bräutigam und alle Augenzeugen des Vorganges schrien um Hilfe, und die Polizisten, die gerade in der Nähe waren, stürzten hinter dem Brautraüber her. Gegenüber der spanischen Gesandtschaft gelang es einem Polizisten, den kühnen Radler beim tragen zu fassen. Eine große Menge sammelte sich an, aber jetzt trat etwas Unvorhergesehenes ein: Der Bräutigam und die Braut und ihre Freunde wandten sich gegen den Polizisten und erklärten ihm, er hätte sich gar nicht in die Angelegenheit zu mischen. Dieser aber verstand keinen Spaß und nahm den Radfahrer mit zur Polizei. Hier erklärte es sich endlich auf, daß der Brautzug und die Entführung der Braut lediglich für eine Serie von Kinematographbildern, die sich ja in Italien der allergrößten Beliebtheit erfreuen, „gemimt“ worden waren. Der einzige, der nicht zu der Gesellschaft gehörte und den Scherz daher falsch verstanden hatte, war eben der eifrige Polizist, der den Brautraüber festgenommen hatte. . . .

Humoristisches.

Ein kleiner Irrtum. Ein eigenartiges Mißgeschick hat kürzlich, so erzählt ein Leser der Tägl. Rundschau, einen überreifen Regierungsbeamten ereilt. War da in einem rheinischen großen Industrieort behördlicherseits eine Kesselrevision angelegt. Bei der Untersuchung stellte einer der besichtigenden Ingenieure fest, daß ein großer Kessel noch keinen festgewordenen Niederschlag, den sogenannten Kesselstein, aufwies. Er berichtete dementsprechend an seine Behörde: „Kesselstein war nicht vorhanden.“ Nicht wenig erstaunt und erfreut war jedoch die Direktion der betreffenden Fabrik, als ihr wenige Tage darauf ein amtliches Schriftstück zugeing, das die Aufforderung enthielt: „Kesselstein ist binnen acht Tagen zu beschaffen!“

Buchdruckerei und Verlag des Volksfreund, G. e. u. C. e., Karlsruhe i. B.

letzteren einwirken mußte, und es ist nicht undenkbar, daß bei den beiden inneren Planeten die große Nähe der Sonne gleichartige Wirkungen zur Folge hatte.

Da die verschiedenen Ansichten sich widersprachen, mußte man versuchen, der Streitfrage auf einem bisher noch nicht betretenen Wege näher zu kommen. Zum besseren Verständnis der Methode, nach der die neuen Untersuchungen angestellt wurden, mögen hier einige kurze die Theorie des Lichts betreffende Andeutungen an der Stelle sein.

Denken wir uns die Oberfläche eines Gewässers durch eine beliebige Ursache derart in Bewegung gesetzt, daß beständig in gleichen Abständen eine regelmäßige Folge von Wellen darüber hinströmt, so wird eine in dem Gewässer stehende Person in einem gegebenen Zeitraum von einer bestimmten Zahl von Wellenbögen oder von Schwingungen der Wassertheile getroffen werden. Offenbar wird deren Zahl in demselben Zeitraum zunehmen, sobald die Person ihnen entgegensteht, sie wird dagegen abnehmen, wenn sie der Bewegung der Wellen folgt.

Nun haben wir uns die Empfindung eines Lichtindrucks in unserem Auge als die Wirkung einer von der Lichtquelle ausgehenden Bewegung des Netzhaut, dessen Schwingungen die Netzhaut des Auges treffen, zu denken. In den uns bekannten Lichtindrücken unterscheidet das Auge aber eine große Reihe verschiedener Abstufungen, die wir als Farben bezeichnen. Die Ursache dieser Verschiedenartigkeit liegt in der ungleichen Länge und der in der Zeitlichkeit entsprechend kleineren oder größeren Schwingungszahl, mit welcher die jeder einzelnen Farbenabstufung angehörenden Lichtwellen sich fortbewegen. So macht der Strahl einer gewissen Stufe des Rot, dessen Wellenlänge 688 Millionstel Millimeter beträgt, nur 450 Millionen Schwingungen in der Sekunde, während ein violetter Strahl mit der Wellenlänge von 393 Millionstel Millimeter in der gleichen Zeit deren 790 macht. Hieraus darf man allerdings nicht schließen, daß eine Lichtquelle von einer bestimmten Farbe bei ihrer Annäherung oder Entfernung wegen der damit verbundenen Vermehrung oder Verringerung der unser Auge treffenden Schwingungen für dieses in einer anderen als der ihr eigentümlichen Farbenstufe erscheint, weil alle uns bekannten Geschwindigkeiten bewegter Körper, auch wenn wir nur die Himmelskörper in Betracht ziehen, im Verhältnis zu der außerordentlichen Geschwindigkeit des Lichts zu unbedeutend sind, um wahrnehmbare Unterschiede in dem angezeigten Sinne zu bewirken. Vielmehr bedürfen wir, um solche äußerlich feinen Abstufungen der Farbenwerte, wie hier in Betracht kommen, zu erkennen, eigens zu diesem Zweck gefertigter Instrumente, nämlich sehr fräglich wirkender Spektroskope, die sie derartig umwandeln, daß sie, wenn auch schwierig, mit einem Längemaß zu bestimmen sind.

In der Natur kennen wir nur sehr wenige Lichtquellen, die in vollkommen reinem, einfarbigem Lichte leuchten. Durch das Spektroskop wird das zu untersuchende in der Regel zusammengelegte mehrfarbige Licht, das durch einen feinen Spalt in das Instrument geleitet wird, je nach der Mannigfaltigkeit der in ihm vertretenen Farbenstufen in ein mehr oder weniger zusammenhängendes Lichtband oder Spektrum auseinandergezogen oder auch in mehr oder weniger einzelne durch größere dunkle Zwischenräume getrennte, zu dem Spalt parallel gerichtete leuchtende Linien zerstreut. Hierbei entspricht einer jeden Stufe einer durch die ganze Farbenfolge vom äußersten Rot bis zum äußersten Violett reichenden Skala eine besondere Farblinie, deren Lage zur Skala durch die ihr eigentümliche Wellenlänge und Schwingungszahl bestimmt ist. Je frächtiger das benutzte Instrument ist, umso ausgebehnter wird das Spektrum und demgemäß die Skala und umso größer und genauer meßbar die Abstände der Spektrallinien unter einander sowie deren etwa gegen die Skala stattfindenden Verschiebungen.

Entfernt sich nun ein Himmelskörper mit hinreichender Geschwindigkeit von der Erde oder nähert sich ihr, so wird die Schwingungszahl in den von ihm zur Erde gelangenden Lichtstrahlen je nachdem eine kleinere oder größere sein, als wenn sein Abstand von der Erde unverändert bliebe. Die Linien in seinem Spektrum werden daher gegen die Linien in dem zur Vergleichung daneben beobachteten Spektrum einer ein gleichartiges Licht ausstrahlenden ruhenden Lichtquelle je nach der Geschwindigkeit und Richtung seiner Bewegung mehr oder weniger nach der roten oder violetten Seite des Spektrums hin verschoben erscheinen, und aus dem Maße dieser Verschiebung wird sich die Geschwindigkeit seiner Bewegung zur Erde berechnen lassen.

Die Beobachtungen zur Untersuchung der Venusrotation, d. h. der Umdrehung des Planeten Venus um seine eigene Achse, begannen Ende 1902 auf der Lowell-Sternwarte in Flagstaff (Colorado-Plateau in Arizona U. S. A.). Das Spektroskop wurde mit dem 24zölligen Refraktor der Sternwarte verbunden, um ein hinreichend helles Spektrum zu erhalten. Da so keine Messungen, wie bei der beschriebenen Untersuchung nötig waren, am Instrumente selbst während der Beobachtung nicht mit der wünschenswerten Sicherheit auszuführen sind, so wurden die auszumessenden Spektre mit Hilfe der photographischen Kamera auf der lichtempfindlichen Platte festgehalten.

Die Beobachtungen wurden aufgrund folgender Ermögungen angestellt: Wenn die Venus eine Notation besitzt, muß diese offenbar am deutlichsten an den Endpunkten ihres Äquators erkennbar sein. Der eine Endpunkt entfernt sich von der Erde, während der andere sich ihr nähert. Wird daher der Spalt des Spektroskops parallel zum Venusäquator eingestellt, so wird das eine Ende der beobachteten Spektrallinie zu der entsprechenden Linie des zum Vergleich benutzten Spektrums der ruhenden Lichtquelle sich nach der einen Seite des Spektrums, das andere Ende sich nach der entgegengelegten Seite verschoben, mit anderen Worten die Spektrallinie des Venusäquators nimmt in bezug auf die Vergleichslinie eine schräge Lage an. Der Winkel zwischen beiden kann auf der photographierten Platte ausgemessen und daraus der Betrag der Umdrehungsbewegung

aus; sie ging vielmehr, als ob gar keine Veränderung vorgefallen wäre, in ihrem Tempo weiter und spann auch hier erst die vierte, fünfte und sechste Stufe noch einmal, so daß für diese Stufen das Gewebe nun doppelt wurde, und erst nach Erledigung dieser Arbeit wurde der siebente, achte und neunte Gewebeschritt von ihr vollendet. Das Verhalten der Raupe ähnelte hier in bemerkenswerter Weise dem eines Schulknaben, welchem die Aufgabe gestellt wird, ein auswendig gelerntes Gedicht herzusagen. Es geht glatt in der Reihenfolge von vorn bis hinten, wo immer eine Erregung auf assoziativem Wege die folgende auslöst.

Wird aber dem Schüler die Aufgabe gestellt, mitten in dem Gedichte ein Stück zu überschlagen und ein paar Verse später in der Rezitation fortzufahren, so hapert es zumeist; der Knabe wird in der Regel erst die Zwischenverse zur Aufrechterhaltung der Gedankenverbindung sich leise herlesen müssen, um die Anschlußstelle auszulösen. Es besteht also eine bemerkenswerte Uebereinstimmung zwischen dem Verhalten der spinnenden Raupe und den geistigen Vorgängen, welche die Voraussetzung der besagten Rezitation bilden — eine Uebereinstimmung, die zu dem Schlusse berechtigt, daß diese beiden durchaus verschiedenen Vorgängen analoge Ursachen zugrunde liegen.

Diese Analogie, die wiederum auf den Zusammenhang zwischen den Tieren und dem Menschengeschlecht schließen läßt, ist auch, wie Professor Semon in einigen interessanten Versuchen bemerkt, auf die Pflanzenwelt übertragbar. Er pflanzte junge Buchen in Töpfen und brachte sie in ein Zimmer mit gleichmäßiger Temperatur, wo sie ebensowohl von den Herbstfröhen, wie von dem Frühlingshauch unberührt blieben. Trotzdem warfen sie von Ende September an ihre Blätter ab und traten etwa vom 1. Mai an in ihre Knospeneriode. Der klimatische Einfluß war hier ganz und gar ausgeschaltet und trotzdem drängte in den Buchen ein unbekanntes Etwas auf Einhalten des Terms sowohl in ihrer Ruhe wie auch in ihrem Erwachen. Sie hielten ihre Zeit ein, genau wie ein Mensch, der gewohnt ist, um eine bestimmte Stunde zu erwachen. Das Verhalten der in Töpfe verpflanzten, jahraus jahrein in gleichmäßiger Zimmertemperatur gehaltenen Buchen ist aber um so bemerkenswerter, als sich unter ihnen aus Samen gezogene Keimlinge befanden, die noch gar keinen wirklichen Herbst und Frühling erlebt haben. Um dieses Rätsel zu lösen, bleibt kein anderer Schluß übrig, als die Annahme, daß wir auch hier das Walten jenes mächtigen Prinzips der Atome vor uns haben und daß solche Einprägungen, wie wir sie im vorhergehenden bei Tieren kennen gelernt haben — Einprägungen, die durch ungezählte Jahraufzüge von Generation zu Generation übertragen werden —, auf das Verhalten jener Gewächse bestimmend einwirken.

Die Hypothese von dem mnemischen Prinzip in der organisierten Welt gehört zweifelsohne zu den interessantesten und feinsten Kombinationen des menschlichen Geistes.

Von ehelichen Pflichten.

Von Dorothea Goebeler.

Sie war eine städtische Lehrerin und unterrichtete die Kinder einer Berliner Gemeindeschule. Sie unterrichtete sie zehn Jahre lang, dann ging sie hin und verheiratete sich. Darin liegt nichts Besonderes. Hunderte schon haben dasselbe getan, und es trägt kein Hahn danach, es hätte auch nach ihr keiner gekraucht, wäre die Geschichte nicht so seltsam zu Ende gegangen. Kaum ein Jahr in Symens Fesseln, wurde sie geschieden, geschieden aus Gründen, die der Berliner Presse seit vier Wochen Stoff zum Spaltenfüllen geben und an Bier- und Kaffeetischen in allen Tonarten erörtert und besprochen werden. Fräulein (oder soll man sie Frau nennen?) hatte angeblich eine zu ideale Auffassung von der Ehe. Sie verweigerte ihrem Gatten die „ehelichen Pflichten“. Es ist über diese „ideale Auffassung“ und über die Befähigung oder Nichtbefähigung ihrer Vertreterin zum weiteren Lehrberuf viel Tinte verschrieben und viel Druckerwärme verdrückt worden, dabei liegt das Erörterungswerte des Falles eigentlich auf einer ganz anderen Seite.

Es ist ganz gewiß unbillig und zeugt zum mindesten von einer sehr geringen Welt- und Menschenkenntnis, eine Ehe einzugehen unter der Bedingung, daß sie keine sein soll. Hat unsere kleine Lehrerin das getan, sei es aus welchen Gründen immer, so hat sie erwiesen, daß sie für den hohen, verantwortungsvollen Beruf der Augenbildnerin nicht reif ist. Die Lehrerin hat am Ende doch noch mehr zu tun, als einfach Schreiben und Lesen zu lehren, sie soll auch erziehen und ist bei dieser Erziehung oft genug gezwungen, ob mit oder ohne Willen, das sexuelle Gebiet zu streifen. Es ist daher nicht gleichgültig, welcher Lebensanschauung der oder die Lehrende gerade in diesem Punkte huldigt.

Aber lassen wir, wie gesagt, diese Frage ganz außer Acht und wenden wir uns der anderen Seite der Sache zu, der, die unsere gesamte Frauenwelt betrifft. Der Fall schneidet die Frage der ehelichen Pflichten an.

Das Verweigern der „ehelichen Pflicht“ ist einer der wenigen Scheidungsgründe, die unser Gesetz noch anerkennt. Die Frau, die sich ihrer schuldig macht, wird recht- und machtlos, ja nur zu oft auch existenzlos aus dem Hause des Gatten hinausgestoßen. Die Männer, die diese Gefesse machen, waren sittlich ernste Menschen und sittlich ernste Zwecke verfolgten sie, ob sie diese aber erreicht haben? Ich möchte mir erlauben, das stark zu bezweifeln, ich möchte sogar noch weiter gehen und behaupten: dieses Gebot entspricht nicht nur nicht den Forderungen, die höheres Sittlichkeitsgefühl an die Ehe stellt; es widerspricht ihnen, mehr als das, es ist eine Barbarei, würdig unführender Völker und Zeiten, die das Weib verkaufen oder doch ohne seine persönliche Einwilligung an den Mann verpacken. Es läuft dem Wesen der wahren Ehe direkt entgegen. Wohl hält auch die moderne Welt in neunundneunzig unter hundert Fällen die

Ehe nur für ein Schachergeschäft, bei dem man Geld, Stellung, Titel und Verlorung mit- oder voneinander verhandelt. — Demgegenüber aber steht das seine Sittlichkeitsgefühl der Ehen, besser der Hunderten, die in der wahren Ehe denn doch noch etwas anderes sieht als ein Kompagniegeschäft auf gegenseitige Vorteile, und ihr Empfinden hat recht und ist das ausschlaggebende.

Ja, die wahre sittliche Ehe ist etwas anderes, sie beruht auf dem feinen Zusammenklängen zweier Seelen, die für einander geschaffen waren von Anfang an, und nicht ohne einander sein mögen bis ans Ende. Liebe ist und soll ihr Grundmotiv sein. Liebe, die jubelnd gibt und nimmt, was Liebe allein nur geben dürfte.

Kann man in einer solchen Ehe denn aber noch von Pflichten reden? Kann man überhaupt als Pflicht bezeichnen und verlangen, was herauswachsen muß aus dem Grunde der Seele mit stürmender Naturgewalt, wenn anders es nicht herabsinken soll in den Staub und schmutziger werden, als der schmutzigste Kot der Gasse?

Es ist unsinnig und widernatürlich, eine Ehe einzugehen, die keine sein soll, es ist aber auch ebenso unsinnig und widernatürlich, zu sprechen von „ehelichen Pflichten“.

Die Natur hat dem Menschen keine Triebe gegeben, roh empfangt er sie aus ihrer Hand. In seiner Macht liegt es, sie zu formen und bedecken kann er daraus gestalten: heiligste Heiligkeit und tiefste Gemeinheit:

Wie ihr sie schafft, so elend und so reich,
So sternendurchleuchtet und so dumpf an Bier,
Ist eure Welt — die Schöpfermacht seid ihr —

rief der verkorbene Heinrich Hart einst bei Gründung der „Neuen Gemeinschaft“ seinen Jüngern zu. Das Wort paßt für das Leben, es paßt für die Ehe speziell. Glauben die, die das Gebot der ehelichen Pflicht erliegen, wirklich, daß eine Ehe, in der dieses Gebot als Gebot regiert, noch sternendurchleuchtet, noch heilig und reich an heiligem Gewinn sein kann? ?

Ich glaube es nicht. —

Für wen ist dieses Gebot erlassen? Menschen, die in wahrer, glücklicher Liebesche leben, brauchen es nicht; also für die anderen, für die, bei denen die Liebe aus irgend welchen Gründen Schiffbruch litt oder nie vorhanden war, was sie freiwillig sich nicht geben wollen, sie sollen es geben aus Pflicht. — Was hoch und heilig dastehen sollte, das Fest des Lebens, das nur die volle Harmonie zweier Seelen in höchster Heiligkeit feiern kann, es wird erniedrigt zur Befriedigung tierischer Lust, „dumpler Gier“ — ist das Sittlichkeit?

Unser moderne Ehe ist an und für sich schon verlogen genug, das Gebot der ehelichen Pflicht macht sie noch verlogener.

Und wen trifft es am meisten? Die Frauen! — Die normale Frau ist, das liegt nun einmal in ihrer Natur, nicht so stark sinnlich veranlagt, wie der Mann. Die Eingabe bedeutet ihr, sofern sie eben, wie gesagt, normal und weder eine Dirne noch vom erotischen Wahnsinn gewisser moderner Ueberweiber aufgefressen ist, — wirklich etwas Hohes, etwas, in das sie ihr ganzes Selbst, ihr innerstes Empfinden legt; — anders der Mann, der ja bekanntlich „lieben“ kann, ohne daß seine Seele mitzuspüren braucht. Beide geben in die Ehe, zwei diametrale Gegenätze schließen die Gemeinschaft für das Leben. Wird der geistige oder der sinnliche Teil die Oberhand gewinnen?

Der vornehm fühlende Mann wird ganz bestimmt in jedem Falle die Empfindungen des Weibes respektieren und niemals fordern oder gar mit Gewalt erzwingen wollen, was nicht freiwillig geboten wird. Neben dem vornehmen Mann aber stehen die Hunderttausende, die Millionen der anderen, denen die Lust nichts ist als Lust, und die ihr Weib fordern für die Lust, und fordern dürfen nach unferen Gesetzen: von Rechts wegen. —

Wir verfolgen die Lustmörder und strafen den Glenden, der einem fremden Weibe Gewalt antut, das Eheweib aber übergeben wir der Gewalt des Mannes schrankenlos. Ist dieser Mann feinfühlernd und zart oder roh und gemein, läßt er ihr ihr heiligstes Menschenrecht, sich zu geben, wenn es ihr gefällt, oder zwingt er sie als brutaler Wüstling, erniedrigt er sie zu seiner Dirne, zu einem Objekt einfacher, sinnlicher Lust, ruiniert er ihren Körper durch endlose Wochenbetten, macht er sie fied, alt und elend vor der Zeit, er nimmt nur sein Recht, und sie hat sich zu fügen, das ist ihre — eheliche Pflicht, oder sie setzt Ruf und Existenz auf das Spiel. —

O der vielen, der unendlich vielen Frauen, die da schon heimlich die Hände halten und noch halten in ohnmächtigem Jörn, ob all der Schmach und Schande, die ihnen angetan in gleichmäßiger, in christlicher Ehe. — Würden sie einmal laut sagen, was sie gelitten, würden sie einmal den Mund aufstun, sie, die da sitzen in den Wartezimmern und Sprechzimmern unserer Frauenärzte, und die anderen, die da hinkneuen im Ehejoch, gebieter, zertreten, alt, noch bevor sie richtig jung waren, ein Schrei der Empörung würde hingehen über die ganze Welt. Aber sie schweigen, die Scham schließt ihre Lippen, und es ist vielleicht ganz gut so.

Denn wenn sie reden wollten, wenn der Schleier viele von so mancher „antändigen“ Familie, es würde sich vielleicht ein Abgrund enthüllen, tiefer, unheilvoller noch als der, der die Prostitution, die öffentliche Un-sittlichkeit verbirgt.

Denn schließlich braucht auch die unsittliche Dirne sich nur zu geben, wenn es ihr gefällt, die sittliche Ehefrau muß — wenn ihr „Herr“ will. Wir aber, die wir alle dem zusehen, wir nennen uns ein sittliches Volk, wir schämen die sittliche Ehe und rufen Wehe über den Sünder, der sie umstoßen, der die freie Liebe predigen will.

Als ob die Liebe sein könnte ohne Freiheit, als ob die Sittlichkeit der Ehe nicht überhaupt da erst anfängt, wo sie zugleich auch — frei Liebe ist.

Etwas über Wohnungsschmuck.

Noch bis in die jüngste Zeit hinein zeigten die Möbel unserer Wohnungen, und die Möbel jener billigen Gattungen, auf die der Arbeiter angewiesen ist, zeigen noch heute eine Menge verschiedenartiger Zierrates, der den eigentlichen Zweck der Gegenstände beeinträchtigt oder ganz aufheben mühte und einzig den Erfolg hatte, die Möbel unnütz zu verteuern. Aber unsere Wohnungen weisen meist noch manches andere an Geschmacklosem, Unnützem und Unzweckmäßigem auf, vor allem in unserem Wohnungsschmuck.

Auch der Schmuck hat einen Zweck zu erfüllen. Er soll beleben, aufheitern, angenehme Unterbrechungen für das Auge schaffen, ja, er allein verleiht oft erst einem Zimmer jenen ganz persönlichen Ausdruck seines Besitzers, der so viel zu einer anheimelnden Gesamtwirkung beiträgt.

Am häufigsten gegen alle Regeln des Geschmacks wird mit den sogenannten Nippesachen gesündigt. Schränke, Kommoden und Tische, wo sich nur ein Absatz oder freier Fleck findet, überall herrscht dieser Kleinrat. Und nicht allein jene massenhafte Auftreten, die Möbel selbst für sich einzeln zur Geltung gelangen könnte, sondern auch seine Sinnlosigkeit machen ihn so unausstehlich. Da findet man Seidel und Krüge, aus denen nie getrunken wird, Blumenböden, die nicht das geringste Wasser vertragen können, Leuchter ohne Licht, unbenuzbare Lampen und Tassen, Marmorobst und künstliche Vorsetzts, ja, ganze Stiefel aus Glas oder Porzellan und was des Unsinns mehr ist. Zu ihnen gesellen sich dann noch alle möglichen Figuren und Ziergüter, und Gruppen aus Gips, Terrakotta oder sonstwelchem Material, wie man sie ja so billig und so scheinlich überall bekommt. Denn was es wirklich Gutes in der Art gibt, ist auch recht teuer, und anstatt nun deswegen lieber ganz zu verzichten, wird zu den plumpen Nachahmungen, der rohen Massenproduktion gegriffen. Und nicht nur, daß man sich damit begnügt, die vorhandenen Möbel mit den Sachen zu verunzieren, nein, es werden extra noch Nippesbretter und Etageren angebracht und mit möglichst vielem derartigen Zeug überladen. Man sollte es sich doch einmal klar machen: eine wirklich gute Zierleuchte wirkt am besten auf einem isolierten Platz, wo man sie in all ihrer Feinheit genießen kann, die anderen minderwertigen werden aber dadurch nicht besser, daß sie ein gros auftreten. Es erinnert dieses Vorgehen wirklich stark an die belächelten „Wibden“ mit ihrem Auspus, bei dem das Bunte und die Masse alles ausmachen.

Mit einem eisernen Heben müßte man, wie F. B. in der Leipziger Volkszeitung sehr treffend bemerkt, die ganze vielerlei Stausfänger herunterlegen und wegtun. Trotzdem brauchen dann die Möbel nicht fahl und schmucklos dastehen, denn wir können uns jederzeit für wenig Geld ein unschätzbares anderes Dekorationsmaterial verschaffen: Das sind die Blumen.

Mit ihrer Hilfe vermögen wir jeden Tag beliebige neue Wirkungen zu erzielen, in ihnen steht uns eine ungeahnte Auswahl an Farben und Formen zu Gebote. Im Winter beschränkt man sich mehr auf die länger haltbaren Topfpflanzen oder einige Taunenzweige. Am besten stellt man einen Strauß aus ein und derselben Blume in einer Farbe zusammen. Die kleinen, gedrungenen Blumen, deren Form im einzelnen nicht so hübsch ist, wie Goldlack, Veilchen oder Bergfameinicht, wirken ziemlich kurz geschnitten, zu einem dichten Busch zusammengefaßt, als farbige Masse am schönsten, während im Gegenatz dazu Iris und Lilien, die meisten Rosenarten und Geyranthenen möglichst langstielig und nur in wenigen Exemplaren hinzustellen sind. Nach Form und Farbe richten sich dann auch die Vasen, Blumentopfsüllen und Gläser. Die Vase und Topfschale darf — wenn überhaupt — nur eine ganz diskrete Aufierung, Schattierungen, Ton in Ton gehaltene Tupfen oder Striche aufweisen, denn ihre Verzierung sollen ja in feinerlei Konkurrenz mit den Blumen treten. Am besten geeignet sind die einfachen Bauertöpfe und -Vasen, wie man sie auf den Topfmärkten für wenig Geld zu kaufen bekommt. Auch die Gläser nehme man so glatt und schlicht in Form und Ausstattung wie möglich, damit sie sich in jeder Beziehung ihrem Inhalte unterordnen. Und dann stelle man etwa eine gelbe Vase mit einem Busch lila Aktern oder Flieder, eine blaue mit roten Nelken, Rosen oder Goldlack, eine weiße oder grüne mit gelben Margaretenblumen, Veilchen oder Tulpen zusammen, plaziere sie auf dem Tisch, der Kommode, vor dem Fenster, und man wird staunen, wie belebend, auffrischend und schön sie im Zimmer wirken, ganz anders als der tote Krimschramm der Nippesachen.

Einen außerordentlich wichtigen Faktor der ganzen Zimmereinrichtung bildet auch der Sch m u c k d e r W ä n d e. Doch auch hier findet man leider den gleichen falschen Grundzug wie bei den meisten Dingen unseres Hausrats. Das teure Gut wird durch billiges Schlechtes nachgezogen geucht. Wer sich keine Selbstbilder leisten kann, soll nicht zu den üblichen gräßlichen Geldruden greifen, die die Wände nur entstellen. Gerade in unserer Zeit, wo sich die gesamte Reproduktionstechnik immer mehr und mehr vervollkommenet, hat man so außerordentlich viele Gelegenheiten, die schönsten Wandbilder anzuschaffen, daß man zu keinem Schand zu greifen braucht. Für wenig Geld erhält man die besten Kunstwerke aller Völker in tadellosen Wiedergaben, dergleichen von tüchtigen Künstlern direkt für diese Vervielfältigungstechnik entworfene, farbige Lithographien.

Zu diesen schönen Bildern gehört aber auch der passende R a h m e n. Neuerdings bekommt man sie schon vielfach fertig und gut gerahmt, sonst muß man selbst wählen. Der Rahmen hat, neben einer praktischen, die ästhetische Aufgabe, das Bild einzuschließen, von seiner Umgebung zu isolieren, damit das Auge des Betrachters es ohne störende Nebenindrücke zu empfangen und abgelesen zu werden betrachten kann. Deshalb darf der Rahmen, gleich wie die Blumenvase, nie durch ein Eigenleben, durch große Verzierungen oder dergleichen aus seiner sekundären Rolle heraustreten. Auch in seiner Farbe hat er sich nach dem Bilde zu richten. Er darf im

Zone mit ihm nicht zu sehr übereinstimmen, denn dadurch würde der Eindruck des Abstrichenden aufgehoben; er soll nicht zu bunt sein, um die Farben des Bildes nicht zu übertrumpfen und totzumachen; daher sind die breiten Goldrahmen, nicht nur wegen ihrer vielen hübslichen Verzierungen, so unzumänglich, da ihre Leuchtkraft die Farben des Bildes matt und fahl erscheinen läßt, anstatt sie zu heben. Bei einfarbigen Reproduktionen ist auch die Rahmenauswahl eine viel einfachere, da dabei ja nur ein Ton ausschlaggebend ist. Ganz glatte, ziemlich schmale Goldleisten können hier sehr gut wirken, auch die einfachen, in den verächtlichsten Farben gezeigten Holzrahmen, wie sie jetzt schon vielfach im Handel vorkommen, sind recht empfehlenswert. Jedoch allzuviel soll man die Wände auch nicht befüllen, damit fakt eines gemüthlichen, nicht ein unruhiger Eindruck entsteht. Auch die Art des Aufhängens ist etwas zu überlegen. Am besten bringt man die Bilder, sofern es keine Delgemälde sind, nicht viel über Augenhöhe an, nur bei ganz großzügig gehaltenen plakatähnlichen Darstellungen ist ein höheres Aufhängen am Plage. Kleinere Bilder und Zeichnungen, die meist auf eine intimere Wirkung angelegt sind, müssen so gehängt werden, daß sie ein nahe Gerantreten und Besehen ermöglichen. Auch sei man nicht allzuhehr auf „Pendants“, dem Inhalt und der Größe sich entsprechende Bilder verweisen, das eifrige Festhalten daran kann oft lächerlich wirken, und gerade das Untergeordnete ist meist reizvoller, wenn nur jedes an und für sich richtig angebracht ist, als die krampfhaft Regelmäßigkeit.

Als einen sehr schönen Wohnungsschmuck betrachten unsere Frauen und Töchter oft die mannigfachen gehäkelten, getrickten oder gestickten Sandarbeiten und tun darin des guten meist zu viel. Es ist nicht nötig, jeden Tisch zu bedecken, schöner sieht er deshalb nicht aus und geschieht es, um ihn zu schonen, so ist dies nur während des Gebrauches am Plage, dann muß ihn die aufgelegte Decke oder auch wirklich hübschen können. Als Unterlage für die vorher vorgezeichneten Blumenvasen genügt ein Teller, ein Stück Kinnleum oder Fies. Sinter der Masse, etwas zu schonen, verbergen sich überhaupt die meisten Sandarbeiten, angefangen vom Sofa-schoner bis herunter zum Stiefelnechtbezug. Abgesehen von ihrer in ästhetischer Hinsicht meist störenden Wirkung, ist auch ihre Desinfektionswirkung überhaupt anzuzweifeln, da, wenn man den Aufwand an zu ihrer Herstellung erforderlichen Zeit und Material in Betracht zieht, dafür das geschonte Stück, falls es nötig, überhaupt schon erneut werden könnte. Es ist auch nicht richtig, jedes Kissen zu besticken. Ein schöner Stoff in schöner Farbe sieht darum nicht besser aus, die Stickerei nützt sich nur schneller ab, und macht das ganze dann unansehnlich und will man einen sonst gar zu nüchternen Bezug etwas heben, so genügt eine einfache Bordüre — die sehr gut gewebt sein kann. Denn jetzt, wo die Maschine die Textil-industrie beherrscht und wirklich geschmackvolle Sachen zu billigem Preise zu haben sind, ist der ganzen Sandarbeiterei ein scharfer Konkurrent erwachsen, der sie immer mehr zum entbehrlichen Luxusartikel stempelt.

Es ist nicht damit gesagt, daß sie nun überhaupt zu verschwinden hätte, nur muß man sich überlegen, ob eben das meiste, auf mechanischem Wege hergestellt, fertig gekauft, nicht besser am Plage wäre, und dann hat mehr bei ihr als bei allem anderen Schmuck der Grundsatz zu gelten: Einfach und gut, anstatt viel und minderwertig.

Kopffumfang und Geisteskraft.

Die Frage, ob die Größe des Schädels, am Umfang vom Hinterkopf zur Stirn gemessen, einen Maßstab für die Größe des Gehirns und damit für die geistige Veranlagung abgibt, liegt nahe und ist oft zum Gegenstand mehr oder weniger wissenschaftlicher Erörterungen gemacht worden. Ausgenommen von einer solchen Erwägung müssen selbstverständlich die krankhaften Entwicklungsformen des Schädels werden, denn jeder weiß, daß der Besitzer eines sogenannten Wasserkopfes nicht zu einer hervorragenden Intelligenz zu beglückwünschen ist. Vor einiger Zeit machten Dr. Gericke und Dr. Loewenfeld den Versuch, auf Grund von zahlreichen Messungen der Entschreibung der Frage näher zu kommen. Sie maßten an fast 1000 bayerischen Soldaten, die zuvor nach ihrer Intelligenz eingeschätzt worden waren, den Kopffumfang. Das Ergebnis war derart, daß es die Annahme eines Zusammenhanges zwischen Kopffumfang und Geistesgaben nicht zu rechtfertigen schien. Jetzt hat ein anderer Forscher, Dr. Raymond Pearl, im Journal für vergleichende Nervenlehre und Psychologie den gleichen Gegenstand unter Anwendung noch genauerer statistischer Mittel behandelt und hat eine zwar nur geringe, aber doch merkwürdige Uebereinstimmung zwischen beiden Faktoren gefunden. Auch Professor Pearson, der sich seit vielen Jahren eingehend mit statistischen Erhebungen über psychologische Erscheinungen beschäftigt, ist zu einem gleichen Schluß gelangt. Dr. Pearl erklärt jedoch noch insbesondere, daß der Zusammenhang zwischen Schädelumfang und Geisteskraft „mehr physiologisch als psychologisch“ zu verstehen sei, indem nämlich die stärkere Entwicklung des Schädels wie die der Geistesgaben beide Folgen günstiger Ernährungsbedingungen seien.

Geistesgröße als Produkt guter Ernährung — das ist freilich eine Behauptung, mit der nicht alle einverstanden sein werden.

Von unserem Nachbarplaneten Venus.

Schon vor längerer Zeit hat der berühmte Mailänder Astronom Schiaparelli im Gegensatz zu älteren Ansichten aufgrund seiner eigenen Beobachtungen den Schluß gezogen, daß die Achsendrehung der beiden inneren Planeten Merkur und Venus eine sehr langsame sei und augenscheinlich ihren Umlaufzeiten um die Sonne gleichkomme, wie das bei unserem Monde in Bezug auf die Erde der Fall sei. Nach G. S. Darwin war dieser Entwicklungsgang die notwendige Folge der bedeutenden durch die Erde auf dem Monde verursachten Gezeitenfröhmung, die durch die innere Reibung der bewegten Massen hemmend auf die Achsendrehung des